

Andreas Tapken

Grundfähigkeiten und Voraussetzungen für den priesterlichen Dienst

Wer sich fragt, was zu den Voraussetzungen des priesterlichen Dienstes gehört und somit von einem Priesterkandidaten an Kompetenzen zu erwarten ist,¹ wird sich zunächst am Dekret des 2. Vatikanischen Konzils über die Ausbildung der Priester *Optatam totius*, am *Codex iuris canonici* von 1983, am nachsynodalen Schreiben *Pastores dabo vobis* sowie an den jeweiligen nationalen Leitlinien der Bischofskonferenzen für die Priesterausbildung orientieren. Ziel dieser Dokumente ist es, eine möglichst umfassende und weltkirchlich (bzw. national) gültige Darlegung zu bieten. Sie stellen die zahlreichen Aspekte und Dimensionen vor, die in ihrer Komplexität für eine gelungene Priesterausbildung im Blick zu behalten sind.

Die folgende Überlegungen sind der Versuch, die eigene Erfahrung in der Priesterausbildung kritisch daraufhin zu befragen, welchen der zahlreichen Grundfähigkeiten und Voraussetzungen, welche die zuvor genannten Dokumente aufzählen, derzeit besonderes Gewicht zukommt.²

Welche Kompetenzen sollte derjenige mitbringen bzw. während seiner Ausbildung erwerben können, der sich *heute* in der kirchlichen Situation Westeuropas auf den Weg macht, Priester zu werden?

1. Aktuelle Verunsicherungen

Bevor die Frage nach den Grundfähigkeiten angegangen werden kann, gilt es sich zunächst drei Verunsicherungen vor Augen zu stellen, die ihre Beantwortung derzeit sehr erschweren.

(1) Was für den priesterlichen Dienst hier und heute vorausgesetzt und verlangt werden soll, kann nur dann sinnvoll bestimmt werden, wenn man weiß, woraufhin jemand ausgebildet wird. Das *Ziel* bestimmt den Weg. Ein solches Ziel klar zu definieren, fällt aber gegenwärtig außerordentlich schwer.

Wie soll der Priester des 21. Jahrhunderts aussehen? Unterschiedlichste Priesterbilder stehen nebeneinander, ver-

¹ Der Beitrag gibt einen Vortrag wieder, der anlässlich des Symposiums „200 Jahre Priesterseminar Linz“ am 25. Oktober 2006 gehalten wurde.

² Das nachsynodale apostolische Schreiben *Pastores dabo vobis* (1992) weist auf die sich rapide verändernden Kontexte der Priesterausbildung hin: „In der Tat weisen die neuen Generationen der zum Priesteramt Berufenen ganz andere Wesensmerkmale auf als ihre unmittelbaren Vorgänger, und sie leben in einer in vieler Hinsicht neuen Welt, die in ständiger und rascher Entwicklung begriffen ist. Das alles muß bei der Erstellung und Durchführung der Ausbildungsordnungen für den Priesterberuf berücksichtigt werden.“ (Nr. 3) Das Bemühen, auf diese sich verändernde Situation zu reagieren, dokumentieren u.a. die 2003 von der Deutschen Regentenkonferenz veröffentlichten „Optionen. Priester für das 21. Jahrhundert“. – Vgl. außerdem: *Katarina Schuth*, *Seminaries, Theologates, and the Future of Church Ministry. An Analysis of Trends and Transitions*, Collegeville 1999, sowie aus kirchenrechtlicher Perspektive: *Marius Johannes Bitterli*, *Das Priesterseminar. Eine Bildungseinrichtung im Wandel?* BzMK, Essen 2006.

schiedene Theologien des Priesteramtes konkurrieren miteinander, und es fällt sehr schwer zu sagen, was der Priester eigentlich ist: Seelsorger, Funktionär, Geistlicher, Hochwürden, Mystagoge oder Manager, Repräsentant Christi oder Repräsentant der Kirche, Archetyp oder Sozialarbeiter ...

Zu Recht ist darauf hingewiesen worden, dass das 2. Vatikanische Konzil eine umfassende Ekklesiologie und eine Theologie des Bischofsamtes entfaltet hat, aber „eine ausgereifte in sich stimmige Explikation seiner ekklesiologischen Grundaussagen auf das Priesteramt hin schuldig blieb und bleiben musste“.³ Wo freilich das Priesterbild so undefiniert ist, das Ziel also unklar bleibt, fällt es schwer, den Weg zu diesem Ziel zu bestimmen.

(2) Wir wissen nicht, wie die Zukunftsgestalt der Kirche aussehen wird. Zwar gehört die Entscheidung, den Schritt in eine ebenso offene wie ungewisse Zukunft zu wagen, zu den geistlichen Grundoptionen, die sich mit der Lebenshingabe in der Priesterweihe verbinden. Dennoch ist die Situation heute insofern besonders angespannt, als wir uns derzeit in einer Phase massiven Übergangs befinden, in der die Sozialgestalt der Kirche als Volkskirche zusammengebrochen ist und eine neue Gestalt der Kirche noch nicht erkennbar wird. Niemand vermag realistisch Auskunft zu geben, wie wir in 15 Jahren als Kirche leben werden. Wo wird bis dahin noch mehr Gewohntes wegbrechen? Wo wird neues Leben sichtbar werden? Was wird uns dann geistlich prägen? Woraus werden wir leben? Wie werden die Priester leben? Allein und vereinzelt oder wird es neue Formen priesterlicher Gemeinschaft und des Zusammenlebens geben? Wir

können die Situation der Kirche und der Gemeinden, in der die jungen Männer, die heute die Ausbildung beginnen, ihre ersten Dienstjahre verbringen, nur sehr ungenau umschreiben.

(3) Über eine dritte Schwierigkeit ganz anderer Art geben Verantwortliche der Priesterausbildung sich und anderen bisher kaum Rechenschaft: Nämlich das fehlende Wissen darüber, wie Veränderung in der Ausbildung eigentlich geschieht. Welche Elemente in den Programmen der Priesterausbildung sind überhaupt wirksam und warum? Wie geschieht überhaupt Lernen in der Priesterausbildung, wie persönliche Entwicklung und Reifung? Es drängt sich der Eindruck auf: In der Beantwortung der zentralen Frage, wie Prozesse hin auf menschliche Reife oder eine geistliche Vertiefung eigentlich in Gang gesetzt werden können, lässt man sich eher von Intuitionen und impliziten Annahmen leiten. Diese gehen etwa dahin, dass die Erfahrung der Gemeinschaft eines Priesterseminars in sich schon einen wichtigen Lerneffekt habe. Oder dass das Erfahren der eigenen Autonomie und Verantwortung im Außensemester dauerhaft Selbstständigkeit bewirke. Oder dass das Miteinanderleben und Einüben von geistlichem Leben im Priesterseminar hilfreich sei, damit jemand eine lebenslang tragfähige, geistliche Persönlichkeit entwickeln könne. Oder aber, dass einfach die Zeit schon das Ihrige tun werde (eine der häufigsten und irrigsten Annahmen!). Es gibt kaum empirisch-wissenschaftliche Untersuchungen darüber, ob die aufwändige sieben- oder achtjährige Priesterausbildung etwas bewirkt, was sie bewirkt, wie nachhaltig die Veränderungen sind (oder ob sie eventuell

³ Judith Müller, In der Kirche Priester sein. Das Priesterbild der deutschsprachigen katholischen Dogmatik des 20. Jahrhunderts, Würzburg 2001, 131. In diesem Sinn auch: Gisbert Greshake, Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg ²2000, 39.

nur durch vorübergehende Anpassung an das System zustande gekommen sind), und welche Ausbildungselemente welchen pädagogischen Zweck erfüllen.

Das noch immer umfassendste Datenmaterial in diesem Zusammenhang wurde von Rulla, Imoda und Ridick in den 80er Jahren veröffentlicht.⁴ Sie belegen empirisch, was wohl zahlreiche Priesterausbildner ebenfalls aus direktem Erleben bestätigen können: Dass 60–80% der Priesterkandidaten sich zwar theologisches Wissen und manche praktische Kompetenz aneignen, in ihrer Persönlichkeit aber von einer mehrjährigen Ausbildung letztlich nicht berührt werden. Zentrale Motivationen, handlungsleitende Bedürfnisse, innere Konflikte, charakterliche Einseitigkeiten bleiben unverändert oder werden sogar noch akzentuiert. Gerade Letztere aber sind es, die in der konkreten pastoralen Tätigkeit häufig zu Schwierigkeiten und Konflikten in der Gemeinde und zu persönlichen Frustrationen führen. Es gilt sich der Frage zu stellen, wie Priesterausbildung auch diese tieferen Dynamiken der Persönlichkeit, in denen es vor allem um Emotionalität, Affektivität und Motivation geht, betreffen und, wo notwendig, verwandeln und reifen lassen kann.

2. Fünf Voraussetzungen

Die im Folgenden nun skizzierten Voraussetzungen für den priesterlichen Dienst können als *Grundfähigkeiten* verstanden werden. Sie bilden sozusagen die Basis und sollten es der Person ermöglichen, sich mit angemessener Flexibilität den jeweils neuen Herausforderungen und Veränderungen menschlich und geistlich kreativ anzupassen.⁵

2.1 Gottsucher

Der Hinweis des Hl. Benedikt, bei der Aufnahme eines Novizen darauf zu achten, ob er „wahrhaft Gott suche“ (Kap. 58 der Benediktregel), gilt in gleicher Weise in der Priesterausbildung. Wer Priester werden will, muss ein Gottsucher sein.

Es kommt selten vor, dass jemand zu Beginn seiner Priesterausbildung schon ein ausgeprägtes spirituelles Profil besitzt und ein geistliches Leben eingeübt hat. Üblicherweise ist es eher so, dass ein Priesterkandidat sich bewirbt und unterschiedlichste Gründe nennt, warum er Priester werden möchte: Er möchte für die Menschen da sein, sich in der Jugendarbeit engagieren, hat Freude an der Liturgie

⁴ L.M. Rulla, *Anthropology of the Christian Vocation*, Vol. I: Interdisciplinary bases, Rom 1986. L.M. Rulla/F. Imoda/J. Ridick, *Anthropology of the Christian Vocation*, Vol. II: Existential confirmation, Rom 1989; L.M. Rulla, *Antropologia della vocazione cristiana*, Vol. III: Aspetti interpersonali, Bologna 1997.

⁵ Meines Erachtens verdient diese Frage eine bedeutend intensivere Reflexion im Rahmen der Priesterausbildung, als sie bisher im deutschsprachigen Raum stattgefunden hat. In die richtige Richtung weisende Überlegungen im italienischen Raum sind in der seit einigen Jahren in Mailand herausgegebenen Zeitschrift „Tre dimensioni“ dokumentiert. Grundsätzliche Überlegungen und Ausbildungsleitlinien, welche die oben genannte persönlichkeitsorientierte Perspektive einschließen, sind darüber hinaus meines Wissens vor allem in den USA formuliert worden. Vgl. Andreas Tapken, *Priesterausbildung in den USA*, in: Peter Klasvagt, *Leidenschaft für Gott und sein Volk. Priester für das 21. Jahrhundert*, Paderborn 2003, 89–94. Siehe außerdem: Klaus Baumann, *Persönlichkeitsorientierte Priesterausbildung. Priesterliche Identitätsbildung zwischen Stabilität und Veränderung*, in: *Theologie und Glaube* 94 (2004), 221–238; Manfred Spitzer, *Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens*, München 2007.

oder auf dem Weltjugendtag oder in Taizé Erfahrungen mit dem Gebet gemacht. Es mag auch der Wunsch, mit Gott in Kontakt zu sein, oder das prägende Vorbild eines Priesters eine Rolle spielen. Dieser Motivationsmix ist zunächst etwas sehr Normales und Natürliches, wenngleich er während der Ausbildung einer progressiven Klärung und – wo notwendig – Läuterung unterworfen werden sollte.

Die leitende Frage hat dabei zu lauten: Gibt es in diesen unterschiedlichen Motivationen einen Kern, der mit Gott zu tun hat? Gibt es eine echte Erfahrung, eine Sehnsucht oder zumindest eine tiefe Ahnung Gottes? Und reicht diese hinein in die Tiefe der Existenz und der Persönlichkeit des Kandidaten? Es ist hilfreich, sich etwas von den geistlichen Erlebnissen und den damit verbundenen Gefühlen erzählen zu lassen. Man bekommt dann am ehesten einen Eindruck, wie echt und tief diese Erfahrungen sind und ob es eine Art „spirituellen Persönlichkeitskern“ gibt, um den herum sich einmal eine integrierte geistliche Persönlichkeit bilden kann. Freilich: Nicht alle sind spirituell hochbegabt. Aber ohne eine innere geistliche Unruhe, ein Streben nach dem *magis* wird sich keine geistliche Persönlichkeit entwickeln. Es gilt die Möglichkeiten der Priesterausbildung realistisch einzuschätzen: In einem Priesterseminar kann solche Gottsuche und spirituelle Sehnsucht zwar entfaltet, aber sie kann dort nicht grundgelegt werden. Der spirituelle Persönlichkeitskern kann in der Ausbildung freigelegt und aufgebaut, aber er kann nicht „gemacht“ werden.

2.2 Schwierige Identität – Persönlichkeitsorientierte Priesterausbildung

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für den priesterlichen Dienst ist die Entfaltung einer stabilen personalen Identität. Auf ihr ruhen affektive Reife, Beziehungsfähigkeit, Hingabefähigkeit, Leitungs- und Führungskompetenz und gesundes Urteilsvermögen. Identitätsbildung ist ein höchst komplexer Prozess, der lange vor der Priesterausbildung beginnt, während dieser vielfältig beeinflusst wird und Anregungen empfängt und sich noch eine lange Zeit nach der Priesterweihe fortsetzt.

Der Begriff Identität meint eine grundlegende Vertrautheit mit sich selbst und die Fähigkeit, über das eigene Denken, Handeln und Fühlen verfügen zu können, zu wissen, woher man kommt, und Ziele für die Zukunft formulieren zu können. Die soziale und ökonomische Wirklichkeit der Postmoderne, in der sich junge Menschen heute vorfinden, macht aber die Bildung einer stabilen Identität, d. h. einer konsistenten, psychischen Innenwelt, zunehmend schwerer. Verlangt werden heute Flexibilität und Mobilität. Beständig gilt es, eigene Kompetenzen und Zugehörigkeiten neu zu definieren und den Arbeitsplatz und Wohnort zu wechseln. In einer Welt zu leben, die Instabilität und Diskontinuität nicht nur im Beruf, sondern auch in Beziehungen fördert, verlangt vom Einzelnen, sich ständig neu „entwerfen“ zu müssen.⁶ Anstatt von stabiler personaler Identität spricht man heute von Patchwork-Identitäten. Die von Bauman

⁶ Vgl. Heiner Keupp u.a., Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg 2002; Jean-Claude Kaufmann, Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identitäten, Konstanz 2005; Zygmunt Bauman, Identity, Cambridge 2004; Ulrich Beck, Das Zeitalter des eigenen Lebens. Die Globalisierung der Biographien, Frankfurt 1998.

konstatierte Verflüssigung des gesellschaftlichen Lebens⁷ zieht ein formloses Zerfließen der psychischen Persönlichkeiten nach sich. Die deutlich wahrnehmbare existenzielle Unsicherheit und Entscheidungsangst vieler Menschen, die bewirkt, dass Lebensentscheidungen immer weiter hinausgeschoben werden, ist nur eine der Folgen. Psychische und gesamt menschliche Entwicklungs- und Reifungsprozesse, die zuvor normalerweise mit 20–25 Jahren abgeschlossen waren, scheinen sich heute oft bis zum Alter von 30 Jahren oder mehr hinauszuziehen.

Wie kann angesichts dieser Situation die Priesterausbildung ein Ort sein, der im Dienst der Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung steht?

Zunächst muss man sich bewusst machen, dass Identitätsbildung ein ambivalenter und spannungsreicher Prozess ist, in dem es darum geht, die Welt des Geistlichen und Religiösen mit anderen Bereichen des Menschseins zu vermitteln. Die religiöse Erfahrungswelt und geistliche Berufsentscheidung eines Priesterkandidaten ist ja nur ein Aspekt seiner Identität, mit dem nicht selten zahlreiche andere Lebensentwürfe und Wertekonstellationen konkurrieren, denen er in seiner Freizeit, im Freundeskreis, in den Medien, in der Familie usw. begegnet und die ihn oftmals ebenfalls bis ins Innerste seiner Persönlichkeit hinein prägen. Diese unterschiedlichen Identitäts-Versatzstücke müssen miteinander ins Gespräch gebracht werden. Sonst riskiert man, dass die geistliche Lebensentscheidung irgendwann ihre Überzeugungskraft verliert, als fremd empfunden und schließlich aufgegeben wird.

In den letzten Jahren hat sich der Begriff „narrative Identität“ durchgesetzt.⁸ Damit ist gemeint: Identität entsteht im Erzählen; in dem Maße, wie ich anderen mein Leben erzähle, wird es auch für mich selbst sinnvoll, schaffe ich Sinn, entsteht so etwas wie personale Identität. Die unterschiedlichen Versatzstücke der Identität werden narrativ zu einem sinnvollen Ganzen zusammengebaut.

Hier besteht eine große Herausforderung an die Priesterausbildung: Priesterausbildner sollten fähig sein, solche Entwicklungsprozesse hin zu personaler Identität zu begleiten und dem Kandidaten zu helfen, die darin notwendigen Suchbewegungen, Fragen und Konflikte zu verbalisieren und somit narrativ zu bewältigen.

Psychologen kommen heute in der Priesterausbildung immer noch nur selektiv und meist bei gravierenden Problemen zum Einsatz. Ihre Kompetenz könnte aber gerade im Dienste der Persönlichkeitsentwicklung und Identitätsbildung bedeutsam sein. Zugleich sollte man sich hüten, diesen zentralen Bereich der Priesterausbildung einfach an Psychologen zu delegieren. Es gilt vielmehr, Priesterausbildner für ihre Aufgabe konsequenter auszubilden und zu qualifizieren.⁹

2.3 Liebes- und Hingabefähigkeit

Die Liebes- und Hingabefähigkeit bildet das beobachtbare Kriterium dafür, dass ein gutes Maß an gesunder Identität erreicht ist.

Es gibt zuweilen Phasen der Konzentration auf sich selbst und einer gewissen Selbstbezogenheit, die durchaus normal

⁷ Zygmunt Bauman, *Liquid Life*, Cambridge 2005.

⁸ H. Keupp (s. Anm. 7), 207. Vgl. auch Andreas Tapken, *Schwierige Identität. Junge Menschen auf dem Weg zu sich selbst*, in: *das prisma* (1/2002), 22–27.

⁹ Vgl. *Pastores dabo vobis*, Nr. 66.

sind und im Dienste der Persönlichkeitsentwicklung stehen. Personen, die solche Phasen durchlaufen haben, empfinden sich danach in der Regel als gereifter und sind mehr in der Lage, für andere da zu sein. Davon zu unterscheiden ist, was Lasch eine „Kultur des Narzissmus“ genannt hat.¹⁰ Er sieht darin die Krankheit unserer Zeit. Gemeint ist ein Kreisen um sich selbst, ein Hang zur Selbstinszenierung, ein Besorgtsein um die eigene Person und ein Verzwecken anderer Menschen für sich selbst, die in der Tat zu häufigen Kennzeichen der Gegenwartsgesellschaft geworden sind.

Derart selbstfixierte Menschen können von ihrer Persönlichkeitsstruktur her kaum je den anderen Menschen an ihrer Seite wirklich in den Blick nehmen und neigen als Priester dazu, auch ihre Gemeinde für sich selbst und ihre eigene Selbstbestärkung zu „missbrauchen“.¹¹ Freilich verbirgt sich hinter einem solchen narzisstischen Verhalten oftmals eine sehr verletzte und zerbrechliche Persönlichkeit, die der Hilfe bedarf. Dennoch braucht es für den priesterlichen Dienst eine Fähigkeit zur Hingabe, zur Liebe und zur Anerkennung des Anderen, die narzisstische Persönlichkeiten oftmals nicht entfalten können.¹²

Positive Anzeichen der gemeinten Liebes- und Hingabefähigkeit in einem

Kandidaten könnten sein, dass jemand sich freiwillig für andere engagiert, Dienste übernimmt, Fremde und Neue im Blick hat, sich für andere interessiert und insgesamt eine „Kultur des Gebens“ lebt.¹³

2.4 Spiritualität der Gemeinschaft – Rekonstruktion des Presbyteriums

Wer heute Priester wird, übt seinen Dienst nicht mehr in einer übersichtlichen Gemeinde aus, für die er allein zuständig ist. Er arbeitet in der Regel in komplexen, oftmals großräumigen Gebilden und mit einem großen Team von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern. Das setzt Teamfähigkeit und Kooperationsbereitschaft voraus. Dennoch sollen sich diese Überlegungen zur *Communio* gerade nicht auf diesen praktisch-professionellen Aspekt beschränken, wenngleich Schwächen in der „*Communio-Kompetenz*“ sich gerade dort sehr spürbar niederschlagen können. Es geht vielmehr um etwas Grundlegenderes und Umfassenderes, das Johannes Paul II. in *Novo Millennio Ineunte* mit „Spiritualität der Gemeinschaft“ beschrieben hat.¹⁴

Wenn Priester Diener der Gemeinschaft und der Einheit in den Gemeinden sein sollen, müssen sie zuvor gelebte Formen gemeinschaftlichen Lebens kennen

¹⁰ Christopher Lasch, *The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations*, New York 1978.

¹¹ Vgl. Luisa M. Saffiotti, *Forming Ministers for the Twenty-First Century*, in: *Human Development* 26 (2005), 5–20.

¹² Vgl. Andreas Tapken, *Relationship – Intersubjectivity – Otherness. A change of Paradigm in recent Psychoanalysis and its Meaning for Christian Anthropology*, in: *Alessandro Manenti/Stefano Guarinelli/Hans Zollner* (Hg.), *Formation and the Person. Essays on Theory and Practice*, Leuven 2007, 67–83.

¹³ Vgl. *Pastores dabo vobis*, Nr. 43. Siehe auch: Gerald Coleman, *Catholic Priesthood. Formation and human development*, Liguori 2006.

¹⁴ „Vor der Planung konkreter Initiativen gilt es, eine Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern, indem man sie überall dort als Erziehungsprinzip herausstellt, wo man den Menschen und Christen formt, wo man die geweihten Amtsträger, die Ordensleute und Mitarbeiter in der Seelsorge ausbildet, wo man die Familien und Gemeinden aufbaut“ (*Novo Millennio Ineunte*, 43).

gelernt und eingeübt haben. Priester sind aber – spirituell und praktisch – häufig zu Einzelkämpfern ausgebildet und richten sich in einem Alleinsein ein, das zuweilen kaum von anderen Single-Existenzen zu unterscheiden ist. In der Konsequenz geraten manche Priester, um dem Alleinsein zu entfliehen, in eine fast symbiotische und deswegen ebenfalls problematische Beziehung mit ihrer Gemeinde. Vielerorts haben die Diözesen in den vergangenen Jahrzehnten den Individualisierungsschub der Gesellschaft bedenkenlos mitgemacht und erleben nun, dass junge Priester Gemeinschaft und gegenseitige Unterstützung zwar reklamieren, aber zugleich nicht wissen, wie sie gestaltet werden können. Sie sehnen sich nach Formen gemeinsamen Lebens und haben zugleich Angst davor.

Diese Situation ist – neben anderen Ursachen – auch darauf zurückzuführen, dass die spirituelle Dimension des „Wir“ vielen unvertraut ist.¹⁵ Die „Optionen“, welche die Deutsche Regentenkonferenz 2003 veröffentlicht hat, sprechen von einem „Mut zur Communio“. Dort heißt es: „Jesus ruft seine Jünger zwar aus ihrer gewohnten Umgebung und Familie heraus, doch nicht, um sie danach der Isolierung auszusetzen, sondern um sie in die neue Familie der Jünger einzufügen. Deshalb darf der Priester kein Single sein. Nur ein gemeinschaftsfähiger Mensch kann teilhaben am Leben Gottes, der selbst Gemeinschaft ist. Von einem Priester wird zu Recht erwartet, dass er imstande ist, Zellen des Evangeliums zu formen und Menschen zusammen-

zuführen. Er soll selbst gemeinschafts- und kommunikationsfähig sein. Dazu braucht er selbst eine tragende Lebens- und Glaubensgemeinschaft, die nicht einfach schon durch das Leben in einer Pfarrei mit andern Christen zusammen gegeben ist. Es bedarf vielmehr ausdrücklicher priesterlicher Gemeinschaftsformen.“¹⁶

Vielleicht ist die zölibatäre Lebensgestalt auch deswegen für so wenige junge Menschen attraktiv, weil sie oftmals eher in die Einsamkeit führt und nicht in evangeliumsgemäße Formen der Gemeinschaft und gemeinsam gelebte Jüngerschaft.

Die Suche nach neuen (oder bewährten alten) Formen gemeinsamen Lebens unter Priestern ist daher eine höchst dringliche Aufgabe. Zu Recht spricht Hennecke von einer „Rekonstruktion des Presbyteriums“ und einer „Option für das ‚Wir‘ gerade um des Zeugnisses und der Gegenwart Christi willen“.¹⁷ Es wird zwar auch in Zukunft priesterliche Einzelkämpfer geben, aber sie können wohl kaum als der Normalfall christlicher und weltpriesterlicher Existenz gelten.¹⁸

2.5 Lernbereitschaft

Die bisher genannten Voraussetzungen und Kompetenzen sind allesamt Fähigkeiten, die nur in seltenen Fällen einem Kandidaten zum Zeitpunkt des Eintritts in das Priesterseminar einfach schon gegeben sind. Die meisten müssen sie sich aneignen, zuweilen sogar mühsam. Umso wichtiger ist eine letzte Grundvoraussetzung

¹⁵ Christian Hennecke, *Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung*, Münster 2006, 157.

¹⁶ *Deutsche Regentenkonferenz* (Hg.), *Priester für das 21. Jahrhundert. Optionen*, o. O. 2003, 13.

¹⁷ Ch. Hennecke (s. Anm. 15), 158.

¹⁸ Andrea Caelli, *La vita comune del clero. Storia e spiritualità*, Rom 2000; Christoph Hegge, Art. „Vita communis“, in: *Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht*, Bd. 3, Paderborn 2004, 836–839.

für den priesterlichen Dienst: bescheidene Lernbereitschaft. Damit ist die realistische Einschätzung der eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten gemeint sowie die echte Bereitschaft, sich in einen Prozess des persönlichen Wachstums, der Entwicklung, der immer neuen Bekehrung und des lebenslangen Lernens zu begeben. Saffiotti spricht in diesem Kontext von „capacity of itinerancy“.¹⁹ Solche Fähigkeit zum Unterwegssein meint wohl auch *Pastores dabo vobis*, wenn es vom Priesterkandidaten als „Wanderer“ spricht, also einem „konkreten Menschen, der sich auf diese Herausforderung und damit auf eine Reihe von Situationen, Problemen, Schwierigkeiten und ganz unterschiedliche Wegerfahrungen und Wachstumsphasen einlässt“ (Nr. 61).

Eine der wichtigsten Fragen, die man sich bei der Aufnahme von Bewerbern für den priesterlichen Dienst stellen sollte, lautet deswegen: Will diese Person lernen? Ist sie bereit, sich auf einen geistlichen und menschlichen Prozess einzulassen, der

Infragestellung, Veränderung und inneres Wachstum bedeutet? Kontraindikative Zeichen sind Passivität, Rigidität und eine insgesamt ausgeprägt defensive Persönlichkeitsstruktur. Positiv zu werten sind hingegen Eigenschaften wie Kreativität und Offenheit für Neues, Interesse an der Welt und an sich selbst, Bereitschaft, über sich nachzudenken und sich in Frage zu stellen sowie sich selbst ins Gespräch zu bringen.²⁰

Der Autor: Dr. Andreas Tapken, geb. 1965 in Visbek, studierte Theologie in Münster und Rom und wurde 1992 zum Priester geweiht. 1995–2001 Studium der Psychologie in Rom und Chicago, 2001 Prof. für Psychologie an der Universität Gregoriana. Seit 2004 leitet der Autor das Priesterseminar des Bistums Münster. Publikationen: *Der notwendige Andere. Eine interdisziplinäre Studie im Dialog mit Heinz Kohut und Edith Stein*, Mainz 2003.

¹⁹ L. Saffiotti (s. Anm. 11), 15.

²⁰ Saffiotti spricht in diesem Sinn von auch von „formability“: „Formators and leadership need to be willing to discern the ‚formability‘ of candidates, particularly in terms of their capacity to establish and sustain a primary intimate relationship with God and to minister to others out of that relationship, their generosity in putting the needs of others and community ahead of their own, their willingness to be formed and led and their disposition and competency for the work of justice and conversion“ (19).